

Baustelle

Diese neue Überbauung verstört den Betrachter

Architekturkolumne Ein nobler Bahnhof empfängt einen in Boll-Utzigen – die neuen Häuser nebenan lassen indes klare Baukörper und Raumgefühl vermissen.

Jürg Schweizer

Beim Bau der Schmalspurbahn durchs Worblental vor 1913, von Bern über Bolligen nach Worb, entstanden bei der Trassierung allerhand Zufälligkeiten. Sachzwänge führten abschnittsweise zu seltsamen Lösungen. Davon wurde auch der Abschnitt Stettlen–Vechigen nicht verschont. Die Bahnlinie kam in Sinneringen und Boll hart an die Rückfassaden der meist aus dem 19. Jahrhundert stammenden bäuerlichen Bauten zu liegen oder schnitt die Strassenmündungen in die Hauptstrasse ab. Die Wünsche, die Bahn zu verlegen, weg von der Staatsstrasse gegen Süden, waren daher verständlich und angesichts der massiv gestiegenen Verkehrsfrequenz schon lange deponiert.

Freilich hatten die 2020 abgeschlossenen Baumassnahmen allerhand Eingriffe zur Folge. Im Bereich der ehemaligen Station Boll-Utzigen war die Verlegung besonders gross; sie fällt durch den langen hölzernen Perron auch entsprechend auf.

Wer hier mit der Bahn ankommt, wird von der Spannung, die durch die gebogene Gleis- und offene hölzerne Perronanlage entsteht, überrascht. Sie eröffnet den Blick in die weite Ebene des Worblentals und die rahmenden Hügel. Das ist keine Station mehr, sondern ein nobler Bahnhof.

Wendet man sich jedoch von dieser angenehmen Perspektive ab und der durch die Bahnverlegung ermöglichten Überbauung Boll-Süd zu, fühlt man



Klare Baukörper vermisst man in der Überbauung beim Bahnhof ebenso wie zusammenwirkende Platzbegrenzungen. Foto: Raphael Moser

sich nicht aufgehoben. Der Eindruck der 2025 vollendeten neuen Siedlung aus acht viergeschossigen Flachdachblöcken mit Miet- und Eigentumswohnungen ist einigermassen verstörend.

Vier dieser Bauten stehen längs des Bahnhofs, doch kommt kein Raumgefühl auf. Klare Baukörper vermisst man ebenso wie zusammenwirkende

Platzbegrenzungen. Die bei fast allen Bauten eingeschnittenen, aber gleichwohl seitlich und längs auskragenden, oft über-eck montierten Balkone wirken zusammen mit den Dachrücksprüngen ausgesprochen unruhig.

Zu diesem Eindruck trägt die Vielzahl des Materials, der Farben und der Formen bei. Die wechselnden glatten Fassaden-

oberflächen erwecken fast überall den Anschein, als seien nachträglich Dämmungen appliziert und danach verkleidet worden. Die Einzelformen, Balkonplatten, -decken und -stützen sowie die Dachaufbordungen wirken grob und schwer.

Sucht man im Inneren der Siedlung nach Raumformen, ist man erneut enttäuscht, auch

hier begegnet man zufällig platzierten Solitären, die trotz einheitlicher Planung und einheitlicher Bauzeit keine Raumbildungen schaffen.

Betrachtet man den Schwarzplan, so fällt auf, dass die Neubauten im Ortsteil im Verhältnis zu den (wenigen) ehemaligen Bauernhäusern dicker, kürzer und damit schwerfälliger sind.

Eine Ausnahme gibt es: In der Mitte der T-förmigen Platzierung der sechs bahnhofnahen Bauten steht ein holzverkleideter Dreigeschossiger unter steilem Satteldach, als ob ein älterer Bau des 19. Jahrhunderts modernisiert worden wäre. Hier findet man die klare Gesamtform, intakte Fassaden und geschlossene Dachflächen, straffe Fensteranordnungen und als Höhepunkt auf der Längsseite des Hauses ein Fassadengrosses, dreigeschossiges Laubenwerk. Selbst der Dachausbau ist sauber gelöst. Die dunkelbraune Holzverschalung stellt wie die Architektur als Ganzes einen ins Auge springenden, enormen Kontrast zu den anderen Neubauten dar.

Heisst hier das Motto: «Wir können auch anders»? Oder lautet die Aussage: «Nicht Berücksichtigung des Bestandes, nicht gesuchte Harmonie wird angestrebt, Gegensätzliches ist die Zukunft»? Die offensive Haltung gegen das 200-jährige Bauernhaus mit der mächtigen Ründe lässt einen solchen Schluss zu. Der Zusammenstoss des Neubaus mit dem schützenswerten ländlichen Bau befremdet letztlich ebenso wie der Verzicht auf ein zeitgemässes, zusammenhängendes Quartierbild. Bedauerlich ist auch die fehlende Reaktion auf den Bogen der Bahn, zumindest mit einer die Form aufgreifenden Baumreihe.

Jürg Schweizer ist Kunsthistoriker und lebt in Bern. Von 1990 bis 2009 war er Denkmalpfleger des Kantons Bern. Er ist Mitglied des «Baustelle»-Kolumnenteams.

Zum Glück

Wann hatten Sie die beste Zeit Ihres Lebens?

Es verhält sich damit wie mit allen schönen Dingen: Wie gut eine Lebensphase war, begreift man oft erst, wenn sie vorbei ist.

Tina Huber

Neulich sah ich einen originellen Film: «Eternity». Der Plot geht so: Nach ihrem Tod landen Menschen in einer Art Zwischenwelt. In diesem Reich – einer Mischung zwischen Bahnhof und Messehalle – müssen die frisch Verstorbenen sich entscheiden, in welche ewige Jenseitswelt sie weiterreisen.

Die Optionen sind endlos: Strandwelt, männerfreies Universum, ewige Freizeit auf einer Yacht. Die Verstorbenen können frei wählen, wo sie nach ihrem Tod weiterleben. Einzige Bedingung: Einmal entschieden, bleiben sie für immer im gewählten Paradies. Ein Wechsel ist ausgeschlossen.

Als zusätzlichen Twist verwandeln sich die Verstorbenen im Zwischenreich in jenes Alter zurück, in dem sie am glücklichsten waren. Es rennen also eine Menge siebenjähriger



Ist man als Kind am glücklichsten, zwischen Schulabschluss und Berufseintritt – oder erst ab Mitte 50? Foto: Thomas Barwick (Getty Images)

Jungs umher. Joan, die Protagonistin, wird nach ihrem Tod wieder zur jungen Frau, die gerade ihre erste grosse Liebe

geheiratet hat (und diese in der Zwischenwelt wiedersieht, was natürlich im Gefühlschaos endet, weil da auch noch ihr

zweiter Ehemann herum-schwirrt).

Der Film ist eine unterhaltsame Rom-Com, regt jedoch auch zum Nachdenken an. Über den Umgang mit Erinnerungen und Entscheidungen, aber auch über die Frage: In welches Alter würde man sich in diesem Szenario verwandeln, sprich: Welches war die glücklichste Zeit im Leben?

Persönlich bewege ich mich erst auf die Lebensmitte zu und habe hoffentlich noch ein paar Jahre vor mir, ein abschliessendes Fazit kann ich also nicht ziehen. Trotzdem überlegte ich, ob ich so etwas wie die «schönste Zeit meines Lebens» erlebt habe.

Die Kinder- und Jugendjahre? Fallen weg, ich entscheide lieber selber, wann ich ins Bett gehe. Meine 20er? Vielleicht die ein, zwei Jahre zwischen Studienabschluss und ernsthaftem Einstieg in Berufsleben: viel

Freiheit, wenig Verantwortung. Wobei die frühen 30er auch toll waren: Man hat alle Vorzüge der Jugend, wird aber schon wie ein Erwachsener behandelt. Wird in der Bar noch nicht gesiezt und kann sich in den Ferien trotzdem ein anständiges Hotel leisten.

Besser wirts wohl länger nicht mehr. Das legen viele Studien nahe. Bekannt ist die Glückskurve in Form eines U, wonach ungefähr Mitte 40 die Lebenszufriedenheit am Tiefpunkt ist (man wird von allen Seiten beansprucht: Chef, Kinder, Partner, alte Eltern). Danach wirts wieder besser. Das Konzept gilt mittlerweile als überholt. Einerseits sind junge Menschen weniger glücklich als früher, wodurch die U-Kurve eher zur J-Form wird. Andererseits stützt sich das Muster einseitig auf wohlhabende Gesellschaften.

Immerhin kommen die meisten Untersuchungen zum Schluss,

dass es nach Mitte 50 wieder aufwärtsgeht mit der Laune. Das Pflichtprogramm des Lebens ist absolviert, nun darf geerntet werden (sofern man das Glück hat, bei guter Gesundheit zu sein).

Aber wahrscheinlich gilt sowieso, egal, wie alt man ist: Man kann kaum erkennen, dass man gerade die Zeit seines Lebens erlebt. Weil man nicht weiss, was noch kommt – und nur die wenigsten wirklich im Moment leben können.

Und vor allem verhält es sich mit dem Glück wie mit allen schönen Dingen: Wie gut es war, begreift man erst, wenns vorbei ist. Oder vielleicht ist es umgekehrt: Im Rückblick wird vieles schöner, als es tatsächlich war.

In dieser Kolumne denken unsere Autorinnen und Autoren jede Woche über das gute Leben nach.